



Staats- und  
Universitätsbibliothek  
Bremen

# **Staats- und Universitätsbibliothek Bremen**

**DFG Projekt Die Grenzboten**

**Die Grenzboten**

**Berlin u.a., 1841 - 1922**

Maßgebliches und Unmaßgebliches

**urn:nbn:de:gbv:46:1-908**

schlechtem Beigeschmack versehene Ausdruck „Agrariertum,“ mit dem man diese Bewegung verdächtigen möchte, nicht angebracht. Allerdings will sie ihre Kraft aus der Landwirtschaft nehmen, aber Sonderinteressen hat sie nicht im Auge; sie will nur den überhandnehmenden Einfluß der im letzten Grunde demokratischen Theorien in der Politik wie in der Volkswirtschaft abwehren und zerstören und richtet zugleich ihre ganze Kraft auf die Stärkung des monarchischen Ansehens wie auf die Verdrängung der — allerdings noch nicht vorhandenen, sich aber bei fortgesetztem Anwachsen des liberalen oder demokratischen Elements leicht von selbst ergebenden — Übermacht des Parlamentarismus. Die Herren vom Freisinn spotten dieser Bewegung, zumal da sie das Sudentum als Verbündeten haben und soeben noch die Genugthuung hatten, für die Handelspolitik der Regierung eintreten zu können. Aber selbst ihre demonstrative Stellungnahme gegenüber dem „Zukunftsstaat“ wird ihnen nichts nützen; sie werden sich mit ganz andern Waffen rüsten müssen, wenn sie der konservativen Bewegung Herr werden wollen. Sie werden es sicher nicht, wenn sie in der Militärfrage die Politik der Konfliktzeit treiben: an dieser Klippe werden sie jetzt wie damals scheitern.



## Maßgebliches und Unmaßgebliches

Zum Panamaprozeß. Die Neue Freie Presse meint, nach dem Urteile über Ferdinand von Lesseps brauche man sich über die Ketten im Sarge des Kolumbus nicht mehr zu wundern. Einverstanden! Wenn sie aber weiter schreibt, der Haß gegen das Unternehmertum und gegen das Unternehmergenie habe dieses Urteil diktiert, so irrt sie entweder oder will das Publikum irre führen, seine Aufmerksamkeit von ihren lieben Freunden und Stammesgenossen ablenken, die bei der Sache die Hauptschuld tragen. Wie können die französischen Richter dazu, einen genialen Unternehmer zu hassen? Die Sache liegt doch sehr einfach: ihnen fiel die für gewissenhafte Richter gewiß äußerst peinliche Aufgabe zu, die Schuld der eigentlich Schuldigen, der frühern Minister, der Deputirten und der Gönner dieser Herren in der hohen Finanz zu verdecken. Die Schuld von Lesseps besteht, wie es scheint, nur darin, daß er sich als Greis an ein Unternehmen wagte, das vielleicht auch für seine frühere Manneskraft zu schwierig gewesen wäre. An gehörige Überwachung des Baues war bei der ungeheuern Entfernung nicht zu denken. Das Geld wurde also größtenteils vertrödelt, und als es ausging, that Lesseps, was jeder ehrgeizige Unternehmer in solchem Falle thut, er suchte mehr Geld zu erlangen. Um das Gebahren der dafür nötigen Geldleute hat er sich gewiß nicht gekümmert. Regierung und Deputirte wußten, wie es in Panama stand, sie mußten

also entweder die Genehmigung für die letzte Emission verweigern oder den Kanalbau selbst in die Hand nehmen und von Staatswegen überwachen. Sie zogen das leichtere und vorteilhaftere vor und teilten sich mit den Finanzmännern in die Beute. Um das Unternehmen fortführen zu können — so hat Karl von Lesseps in einem seiner Verhöre ausgesagt —, sei es eben unumgänglich notwendig gewesen, „durch das laudinische Joch der Finanzleute zu kriechen.“ Diese Lage der Dinge mußte verhüllt und darum der geniale Unternehmer als der eigentlich Schuldige hingestellt werden.

Zur Logik der Weltgeschichte. In einem angesehenen Blatte begegneten wir vor einiger Zeit folgender Mitteilung: „Nach einem in England lange anerkannten Prinzip bilden in den Kohlenzechen die Kohlenpreise die Grundlage für die Gestaltung der Löhne, in der Art, daß entweder in der Form der gleitenden Skala oder der Unterhandlung zwischen Vertretern der Arbeiter und der Unternehmer der Lohn der Arbeiter mit dem Gewinn der Unternehmer steigen oder (und!) fallen soll. Nun waren seit 1887 die Kohlenpreise bedeutend gestiegen; doch trat mit dem Jahre 1890 eine rückläufige Bewegung ein. Bei diesem Rückgange der Preise mußten die Arbeiter einer Lohnermäßigung entgegensehen; und um dieser zu entgehen, beschloß die Föderation der Grubenarbeiter, eine hauptsächlich in den mittlern Grafschaften vertretene Vereinigung, durch eine allgemeine Arbeitseinstellung eine Verminderung der Förderung und einen Verbrauch der Vorräte zu veranlassen, um durch das derart eingeschränkte Angebot einem weiteren Rückgange der Preise vorzubeugen.“

Dieser Vorgang zeigt in engem Rahmen, wie die Weltgeschichte arbeitet. Das Herkommen oder Übereinkommen, kraft dessen der Arbeiterlohn mit dem Unternehmergewinn stieg und fiel, bildete — gleichviel, ob es auf ausdrücklicher oder auf langjähriger stillschweigender Anerkennung beider Teile beruhte — zwischen ihnen geltendes Recht. Dieses geltende Recht enthielt jedoch ein materielles Unrecht; nämlich an der Stelle, wo es unterließ, zwischen der steigenden und der fallenden Preisbewegung einen Unterschied zu Gunsten der Arbeiter festzusetzen. Denn tatsächlich bedeutet der Lohn für den Arbeiter etwas andres als der Gewinn für den Unternehmer: der Arbeiter verspürt die fallende Bewegung auf der Haut, der Unternehmer erst am Hock. Ihm gegenüber hätte also der Arbeiter günstiger gestellt werden müssen als der Unternehmer, wenn die Teilung nicht scheinbar, sondern wirklich gerecht sein sollte.

Aber die Thatsache, daß eine Lohnverminderung den Arbeiter empfindlicher trifft als eine Gewinnverminderung den Unternehmer, war damit, daß sie in dem erwähnten Herkommen oder Übereinkommen keine Berücksichtigung gefunden hatte, nicht aus der Welt geschafft. Und es gewährt einen merkwürdigen Anblick, mit welcher Folgerichtigkeit diese schwache Stelle in dem anscheinend so vortrefflichen Balkengefüge, das die Kluft zwischen Unternehmern und Arbeitern überbrücken sollte, bei der ersten außergewöhnlichen Anspannung seiner Tragfähigkeit zu Tage tritt. Die Arbeiter suchen der fallenden Preisbewegung durch an sich erlaubte, im gegebenen Falle aber vertragswidrige Mittel entgegenzuwirken: sie begehen nunmehr ein formelles Unrecht auf demselben Punkte, wo die Unternehmer das materielle Unrecht begangen hatten.

Man sieht hier unter anderm, wie wenig Ereignisse dieser Art von den zufällig führenden Personen hervorgerufen werden. Durch die Köpfe der Menschen hindurch geht die Geschichte ihren gesetzmäßigen Weg. Ist in ihnen eine Frage

reif zur Lösung, so beginnt der Lösungsprozeß ganz unabhängig von dem Willen der Einzelnen und vollzieht sich. Denn der Mensch ist das Geschöpf, das denkt; darum folgen die menschlichen Dinge dem Gesetze der Ursächlichkeit wie einem höhern Zwange.

Noch eine andre Seite an dem hier mitgeteilten Vorgange verdient Beachtung. Die Arbeitseinstellung erfolgt nicht zu dem Zwecke, von den Unternehmern irgend eine neue Bewilligung zu erzwingen, sondern in der Absicht, die Produktion, das Angebot zu vermindern und dadurch die Preise und mit diesen die Löhne in die Höhe zu schrauben oder auf ihrer Höhe zu halten. Das Ziel der Bewegung ist also nicht eine für die Arbeiter vorteilhafte Änderung ihres Arbeitsvertrags, sondern eine für die Unternehmer wie für die Arbeiter vorteilhafte Beeinflussung des Kohlenmarktes. Insofern liegt hier einer der immer zahlreicher vorkommenden Fälle vor, wo man sich unter der Voraussetzung eines vollständiger ausgebildeten Einvernehmens zwischen Unternehmern und Arbeitern sehr wohl ein Zusammengehen beider Teile an Stelle der von den Arbeitern auf eigne Hand unternommenen Bewegung denken könnte. Und endlich läßt die Berechnung, die zu dieser Bewegung geführt hat, erkennen, wie praktisch bereits die englischen Arbeiter die theoretischen Errungenschaften der Nationalökonomien zu handhaben verstehen. Wir wollen „Ihrer Majestät Regierung“ wünschen, daß sie auch derartigen Zeitersehnungen die gebührende Aufmerksamkeit schenke; sonst könnte es sich leicht ereignen, daß sie sich in kurzem einer Home Rule-Partei von einem ganz neuen Schlage gegenüber sähe.

Die Juden und die deutsche Kriminalstatistik. Die Kriminalstatistik wird gewöhnlich von den Parteien dazu mißbraucht, die sittliche Güte der Völker und Zeiten, denen sie wohlwollen, und die sittliche Schlechtigkeit der ihnen widerwärtigen Volksstämme, Konfessionen und Zeitabschnitte zu beweisen. Diese Beweisführungen sind meistens nichts wert. Einmal ist es nur die negative Sittlichkeit, worüber die Kriminalstatistik Auskunft giebt, während man von ihr über die Tugenden und die guten Thaten der Menschen nichts erfährt, sodann ist diese Auskunft sehr unvollständig, weil viele sehr böse Dinge nicht straffällig, manche ziemlich harmlose aber strafbar sind, und weil von den im Gesetz verbotenen Handlungen immer nur ein Teil vor den Richter kommt. Endlich hängt die Zu- und Abnahme der Kriminalfälle mindestens in demselben Grade von der Änderung der Gesetze und der polizeilichen Aufsicht, wie von der der Menschen ab. Wenn sich an einem Orte ein Augenarzt niederläßt, dann wimmelt es dort sofort von Augenkranken, und wenn ein Polizist mehr angestellt wird, so wächst die Zahl der Übertretungen, d. h. die Zahl derer, die bemerkt und angezeigt werden.

Weit brauchbarer als zur Beurteilung des Wachstums und der Abnahme der Sittlichkeit ist die Kriminalstatistik zur Beurteilung des Volkscharakters. Wenn in einer Gegend viel gerauft, wenig gestohlen und gar nicht betrogen wird, so wissen wir, daß wir es mit einem urwüchsig kräftigen, offenen und ehrlichen Volke zu thun haben. Wenn anderwärts gar keine Gewaltthaten, aber viel Betrügereien vorkommen, so haben wir ein habfüchtiges und verschmitztes Volk vor uns, zu dessen Haupttugenden die Tapferkeit nicht gehört. Das Urteil wird um so zuverlässiger und begründeter sein, wenn die zwei Volksstämme, um die sich handelt, mit einander untermischt unter denselben Gesetzen und derselben Obrigkeit leben. Von diesem Gesichtspunkte aus hat W. Giese in seiner Schrift: Die Juden und die deutsche Kriminalstatistik (Leipzig, Fr. Wils. Grunow, 1893) das statistische

Material der deutschen Strafrechtspflege geprüft und die Volksmeinung über den jüdischen Charakter bestätigt gefunden. Das beigebrachte Zahlenmaterial ist so reichlich und vollständig, so vortrefflich geordnet, und seine Sprache so überzeugend, daß es den deutschen Juden schwer fallen dürfte, ihm gegenüber ihre Behauptung aufrecht zu erhalten, sie seien Deutsche wie die andern Deutschen.

Reisehandbücher für die Türkei und Griechenland. Wie ein goldführender Strom überschwemmt die Menge unsrer bildungs- und vergnügungsfüchtigen Groß- und Kleinstädter alljährlich zweimal zur „Saison“ den sonnigen Süden. Immer weiter rückt das Ziel hinaus. Venedig, Florenz, Rom, Neapel und Sizilien liegen vielen Wanderlustigen schon zu nahe, ihr Zug geht über Korfu oder Konstantinopel nach Griechenland, Kleinasien, Palästina und Ägypten. Dort, wo unsre Zugvögel überwintern, halten auch diese Wandervögel kürzere oder längere Raft, je nachdem sie zu den großen Gattungen der Stand-, Strich- oder Zugvögel gehören. Die einen werden auch in der Fremde gewissermaßen zu Standvögeln. Sie reisen einzeln, paarweise, zu dritt, zuweilen auch in kleinern Gesellschaften, aber nie in Schwärmen. Ihr Flug hat etwas bedächtiges, sie rasten bald da bald dort, und am Ziel ihrer Wanderung lassen sie sich wochen-, ja monatelang nieder, durchforschen alles und werden bald heimisch. Allein oder in kleinern Gesellschaften wandern gewöhnlich auch die Strichvögel, aber ihr Flug hat etwas unstetes. Sie hasten von Ort zu Ort, finden nirgends Ruhe, verweilen auch am Ziele nur wenige Tage und eilen dann wieder rückwärts. Mit ihrer Ruhelosigkeit scheuchen sie manchen beschaulichen Standvogel auf, doch sind sie immer noch harmloser als die in Schwärmen fliegenden Zugvögel. Diese vereinigen mit der Ruhelosigkeit der vorigen Gattung ein geräuschvolles Auftreten. An ihrer Spitze fliegt als Führer ein kräftig beschwingter und laut zwitschernder Leitvogel. Sie erscheinen plötzlich und verschwinden ebenso rasch wieder. Ihr lärmendes und anspruchsvolles Wesen bleibt jedem, an dem ihr Zug einmal vorbeigerauscht ist, ebenso unvergesslich wie die Hast, womit sie unter den gewaltigen Trümmern des Altertums und in den Prachtsälen der Schlösser und Museen die vorgeschriebne kunstgeschichtliche Abzug aufspicken.

Die Gesellschaftsreisen sind recht eine Schöpfung unsrer zugleich ruhelosen und bequemen, bildungstolzen und dabei oberflächlichen Zeit. Bequem genug ist es freilich, in ein fremdes Land zu reisen, ohne daß man auch nur ein Wort seiner Sprache versteht, und in den Tag hineinzuleben, ohne daß man sich um irgend etwas zu kümmern braucht. Der Führer sorgt ja für alles, er ist der Dolmetsch der Reisenden, er bringt sie zur Bahn und ans Schiff, ins Gasthaus und zu allen Sehenswürdigkeiten, an den gedeckten Tisch und schließlich ins Bett. Aber ist diese Bequemlichkeit wirklich wert, daß man sich deshalb wochenlang seiner Selbständigkeit entäußert und mit wildfremden Menschen von Stadt zu Stadt hezen läßt — in fünfunddreißig Tagen durch Italien bis Korfu oder gar in vierunddreißig Tagen bis nach Athen! Kann bei solchen Frühlings- und Herbstjagden wohl mehr herauskommen, als das für viele allerdings erhebende Gefühl des „Dajewesenseins“? Der Zauber des ewigen Roms und seiner Umgebung wird sich dem nie erschließen, der nicht auch einmal als einsamer Wanderer durch die Einsamkeit der Campagna streift. Und die Anmut und erhabne Größe der griechischen Kunst kann sich dem nie offenbaren, der in einem Tage durch die Sammlungen Athens jagt und mit einem Besuche der Akropolis sein „Programm“ erledigt hat. Ebenso wie die Hast des Reisens beeinträchtigt den Genuß die Un-

kenntnis der Landessprache. Für einen Gebildeten, der auf der Schule Lateinisch und Griechisch getrieben hat, ist es doch wahrhaftig nicht zu schwer, das Italienische und Neugriechische soweit zu erlernen, daß er sich mit einem gedruckten Sprachführer weiter helfen kann. Die im Verlage des Bibliographischen Instituts in Leipzig erschienenen Meyerschen Sprachführer — für das Italienische von Kleinpaul, für das Neugriechische von Mitsotakis bearbeitet —, die auch einen kleinen grammatischen Anhang enthalten, sind sehr brauchbar, bequem und handlich, übersichtlich und dabei reichhaltig und zuverlässig. Mit den Anfangsgründen der Sprache im Kopf und mit einem solchen Büchlein in der Tasche kann man sich getrost in die Fremde wagen.

Und wie bald wird man da heimisch werden, wenn man vorher den Plan der Reise nach einem unsrer bewährten Reisehandbücher genau entworfen hat. Das kostet zwar ein klein wenig Zeit und Mühe, aber sind nicht die Vorbereitungen und die Freude auf die Reise fast ebenso genußreich wie das Reisen selbst? Es kann einem auch kaum leichter gemacht werden, als uns durch unsre Reisehandbücher, die allen Ansprüchen genügen, und die dem Forscher, der den Süden zu längerem Aufenthalt aussucht, ebenso sicher die Wege weisen wie dem Laien, dem sein Beruf oder seine Geschäfte nur eine beschränkte Zeit gewähren. Jener und überhaupt jeder, der in Griechenland mehr sucht als einen flüchtigen Genuß, wird wohl stets zum Bädeler greifen. Der Bädeler für Griechenland, von Volling meisterhaft bearbeitet, wurde zum erstenmale 1883 ausgegeben. Schon fünf Jahre später wurde eine zweite Auflage nötig, die außer zahlreichen neuen „Routen“ — Cephalaria, Ithaka, Delos und andre — eine Anzahl vortrefflicher Karten hinzubachte, wie die Umgebung von Korinth und die Pläne von Eleusis, Delos, Delphi, Epidaurus, Sparta und Messene. Zur Zeit wird die dritte Auflage vorbereitet. Was Bädeler's Handbücher für Italien so brauchbar und wertvoll gemacht hat, die Verbindung des Praktischen mit dem Wissenschaftlichen, ohne daß dabei das Lehrhafte in lästiger Weise vorträte, das zeichnet im höchsten Maße das Handbuch für Griechenland aus. Es ist ein Werk deutschen Fleißes und deutscher Gewissenhaftigkeit. Die Kenntnisse, die in diesem starken Bande enthalten sind, hätte vielleicht auch ein Engländer oder ein Franzose besessen, die Gewissenhaftigkeit aber, womit auch das Kleinste berücksichtigt wird, und die Bescheidenheit, mit der der Gelehrte hinter dem Verfasser des Reisehandbuchs zurücktritt, sind deutsche Eigenschaften. Sie geben dem Buche einen größern Wert, als ihn ein Reisehandbuch sonst hat. Viele, die Griechenland noch nicht gesehen haben und vielleicht kaum die Hoffnung hegen, es noch besuchen zu können, besitzen und schätzen doch den Bädeler für Griechenland, denn auf manche Frage findet man hier am leichtesten eine zuverlässige Antwort.

Schon ein Jahr vor dem Bädeler waren vom Bibliographischen Institut in Leipzig Meyers Reisehandbücher für die Türkei und für Griechenland ausgegeben worden. Sie liegen jetzt in vierter Auflage vor, zwei handliche Bändchen, von denen das erste die untern Donauländer und die Türkei, das zweite Kleinasien und Griechenland behandelt. Die Meyerschen „Orientführer“ sind weniger für solche Reisende geschrieben, die man unter den Wandervögeln die Standvögel nennen kann, als für die Strichvögel: wie das Vorwort sagt, für die Reisenden, „die nicht in rein wissenschaftlichem oder geschäftlichem Interesse das Morgenland besuchen, sondern durch das Verlangen nach neuen und originellen Reisezielen, oder um dem nordischen Winter zu entgehn, nach dem Orient geführt werden, die weniger studiren und lesen, aber desto mehr schauen wollen.“ Dieser Unterschied

zwischen dem Bädeker und dem Meyer tritt schon in der Zeiteinteilung hervor. Während Bädeker zum Beispiel für Athen und seine Umgebungen wenigstens acht bis zehn Tage verlangt, rechnet Meyer schon mit einem Aufenthalte von vier bis fünf Stunden, läßt einen Tag „zur Not“ genügen und erledigt bei einem mehrtägigen Aufenthalt alles in acht Tagen. Da Meyer ferner nur zu den Hauptsehenswürdigkeiten geleiten will, läßt er Gebiete, die den Hauptstraßen fern liegen oder nur zu wissenschaftlichen Forschungen bereist werden, unberücksichtigt. Daß trotzdem alle wichtigen Landschaften besprochen werden, zeigt schon ein Blick auf das Inhaltsverzeichnis, nur eine Straße vermißt man wirklich: die von Athen über Plataä nach Theben und weiter über Orchomenos in den Thermopylenpaß. Zu diesen von der Geschichte geweihten Stätten muß ein Reisehandbuch für Griechenland den Weg weisen, und zu Gunsten des Buches selbst muß man wünschen, daß diese Lücke in der nächsten Auflage ausgefüllt werde. Der Raum dazu wird sich leicht finden, wenn im zweiten Bändchen der vierundsechzig Seiten starke Anhang mit den Reklamen wegfällt. Was sollen in einem Reisehandbuch, das möglichst handlich sein will, und noch dazu in einem Führer nach Griechenland Anzeigen der Stollwerckschen Schokolade und der „Chocolat Suchard“ oder Empfehlungen von Gasthäusern in Christiania, London und Lyon? Die nächste Auflage wird auch ein paar leichte archäologische Irrtümer tilgen müssen (z. B. Seite 168: Pyrrhos; Seite 173: die Athene Promachos „mit erhobner Lanze“; Seite 160: die Bemerkung über das Pythratesdenkmal als „ältestes Bauwerk korinthischen Stils,“ während doch schon der Tholos in Epidaurus korinthische Säulen hat). Abgesehen von solchen kleinen Ausstellungen verdient auch der Meyer alles Lob. Er ist in seiner Art ebenso vortrefflich wie der Bädeker. Reisende, die nur zum Vergnügen nach dem Osten gehn, können keinen bessern Führer finden, und auch die, die den Bädeker schon besitzen, können den Meyer nicht entbehren, da sie in Konstantinopel auf seine bisher einzig dastehende, mustergiltige Führung angewiesen sind. Eine besonders wertvolle Zugabe sind die Abschnitte „Land und Leute in der Türkei“ und „Land und Leute in Griechenland“; die „Einleitung zur Orientreise“ giebt eine Anzahl beachtenswerter Lehren. Man wird diese Seiten nicht nur vor der Reise, sondern auch in mancher stillen Stunde in Konstantinopel oder Athen gern lesen und bleibenden Nutzen davon haben.

Litterarischer Bismardschwindel. Unter dem Titel Prince de Bismarck, Carnet de Jeunesse, und geschmückt mit einem Jugendbildnis Bismarcks, das wir schon aus dem Prachtwerke F. v. Köppens kennen, ist soeben in Paris bei Ernest Flammarion ein Büchlein erschienen, dessen ungenannter Verfasser entweder ein betrogner Schlaupopf oder ein ganz abgefemter litterarischer „Macher“ ist. Er erzählt in der Vorrede, er habe im Winter 1890 in dem Kasseler Archiv geschichtliche Studien betrieben. Bei diesem Aufenthalte in Kassel sei ihm von seinem Freunde, dem Kustos an der Kasseler Bibliothek, Ruprecht Moschenovs, ein Tagebuch aus Bismarcks Jugend zur Durchsicht anvertraut worden. Mit der Herkunfts dieses Tagebuchs habe es folgende Bewandnis gehabt. Bismarck habe 1835 als junger Auskultator mit einem ihm befreundeten Grafen Sch. . . . nach der Sitte jener Zeit Tagebücher ausgetauscht mit dem gegenseitigen Versprechen, ein Jahr lang jeden Tag etwas hineinzuschreiben und nach Jahresfrist die Bücher wiederum auszutauschen. Das von Bismarck angefüllte Buch habe sich in der Familie des Grafen Sch. . . . erhalten, und dieses sei es, das ihm, dem Herausgeber, 1890 anvertraut worden sei. Er habe sich damals eine genaue Abschrift davon gemacht,

zunächst nur für sich. Da aber die Familie Sch. . . . neuerdings das Original vernichtet habe, so trage er nun kein Bedenken, seine Abschrift, ins Französische übersezt, zu veröffentlichen.

Um den Schein der Echtheit zu bewahren, hat der Verfasser zu einigen Aussprüchen, deren Sinn nicht ganz klar ist, Anmerkungen gemacht, worin er sich auf das deutsche Original bezieht, das zuweilen schwer übersezbare Germanismen enthalten habe. Der französische Leser wird diese Mystifikation kaum merken, der deutsche aber spürt sofort, daß hier unter der Flagge des Fürsten Bismarck echt französische Ware auf den litterarischen Markt geschmuggelt werden soll. An einer Stelle heißt es nämlich in Bismarcks Tagebuch: *Le jour où je fis ma déclaration à cette chère Ernestine, mon cœur battait si fort qu'elle se tourna vers la porte et dit: „Entrez!“* Dazu macht der Herausgeber folgende Anmerkung: *La personne ici désignée par son prénom, est Mlle. Ernestine Taugenichts, fille d'un conseiller de justice, que le futur chancelier honora d'une cour assidue pendant tout l'été de 1835, et qui, mariée depuis au célèbre professeur Schafskopf, garda toujours pour son patito de jeunesse un souvenir attendri.*

Abgesehen von dieser litterarischen Täuschung gestehen wir gern, daß uns das Lesen des Buchs ein paar angenehme Stunden bereitet hat. Der Verfasser hat sich, wie es scheint, die Maximen und Reflexionen Rochefoucaulds zum Muster genommen; einige Aussprüche erinnern auch an Stellen aus Schopenhauers *Parerga* und *Paralipomena*. Durch schlagende Kürze und überraschende Einfälle zeichnen sich fast alle aus. Folgende Beispiele mögen die Art der angeblich Bismarckschen Spruchweisheit zeigen: Gegen das Unwetter des Lebens ist die Philosophie ein Regenschirm, die Religion ein wasserdichter Mantel. — Die Sitten wechseln mit den Einnahmen, die Gefühle mit den Ländern, die Meinungen mit der Lektüre, und die Grundsätze mit den Jahren. — Die Hölle stelle ich mir sehr deutlich vor; sie wird die gegenwärtige Welt sein, aber ohne die Phantasie. — Die größte Gnade, die der Himmel unsern Bitten erweisen könnte, wäre die, sie nicht zu erhören. — Der Atheismus ist eine rabenschwarze Nacht, der Pantheismus eine Zauberlaterne, der Spiritualismus eine Wachskerze, der Skeptizismus ein Irlicht, und der Positivismus ein Gaslicht. Der erste hindert uns zu sehen, der zweite läßt uns falsch sehen, der dritte stimmt uns traurig, der vierte bringt uns vom Wege ab, und der fünfte zwingt uns, die Augen zu schließen. — Um die Reife gewisser Früchte zu beschleunigen und ihnen mehr Geschmack zu geben, bringt man ihnen eine Wunde bei. So verbessert sich auch unser Herz; es wird weicher durch die Eindrücke des Kummer. — In der Freundschaft wie bei jedem Verkehr ist das Monopol der Ruin. — Ich habe einen verbohrtten Gelehrten gekannt; wenn der durch einen Wald voll uralter Eichen spazieren ging, so pflegte er nichts weiter zu denken als: wieviel schöne Katheder könnte man daraus noch schneiden! — Alle diese Aussprüche könnte Bismarck allenfalls gethan haben, wenn auch nicht als zwanzigjähriger Mensch. Wo aber der Verfasser auf die Frauen, auf die Liebe und die geschlechtlichen Verhältnisse zu sprechen kommt, da geht doch der gallische Geist mit ihm durch. Manche Betrachtungen auf diesen Gebieten scheinen geradezu aus dem Journal amusant zu stammen; z. B. Die Frau bedeckt sich gern mit Blumen. Thut sie das als Opfertier oder als Siegerin? — Wenn die Frau sieht, daß ihr Gatte die Cigarrentasche oder seine Pfeife hervorzieht, so kann sie sich sagen, daß seine Liebe abnimmt. Sie ist ganz verschwunden, sobald er raucht. — Alcibiades wollte von sich reden machen und begnügte sich damit, seinem Hunde den Schwanz abzuschneiden. Man muß gestehen, daß er sich viel weniger verschwenderisch gezeigt

hat als Origenes (der sich bekanntlich selbst kastrierte). Andre Aussprüche lassen sich nur französisch wiederholen, z. B.: *L'honneur des femmes est comme les faux-vols, dont toute la vitalité réside dans la boutonnière. — Le mariage élève le niveau général d'une société, mais impose à chaque couple en particulier une position horizontale.*

Diese und andre geistvolle Gemeinheiten werden dem zwanzigjährigen Bismarck untergeschoben! Hoffentlich decken die französischen Kritiker den Schwindel sofort auf.

Neuerkrankungen. Wenn man eine besondere Monatschrift gründen wollte, die sich die Aufgabe stellte, auch nur die schlimmsten Sprachschneider zu sammeln, die in neu erschienenen Büchern und in der Tagespresse vorkommen, und alle Dummheiten, die, heute von eiteln oder gedankenlosen Pfennigschreibern in die Sprache hineingeworfen, morgen schon von der ganzen gedankenlosen Sippe nachgebraucht werden, man könnte jeden Monat ein stattliches Heft damit füllen. Einige Tage lang wurde aus Mitleben und andern Choleraherden nicht mehr von neuen Erkrankungen berichtet, sondern nur noch von „Neuerkrankungen,“ sogar von „weiteren Neuerkrankungen.“ Was ist denn eine Neuerkrankung, was kann es vernünftigerweise nur sein? Doch nur wenn ein Mensch, der krank gewesen und wieder gesund geworden ist, von neuem (oder wie der Österreicher so schön sagt, „neuerdings“) erkrankt. Die Zeitungsschreiber meinten aber Menschen, die gesund gewesen und nun erkrankt sind; und wenn da alle Tage neue Fälle vorkommen, so sind das eben „neue Erkrankungen“ oder „weitere Erkrankungen,“ aber doch keine „weiteren Neuerkrankungen.“

Sollte wieder der Telegraph, dieser entsetzliche Verwüster unsrer Sprache, seine Hand im Spiele haben? der Telegraph, bei dem es immer gilt, aus zwei Wörtern scheinbar eins zu machen, wobei natürlich darauf gerechnet wird, daß der Empfänger, in diesem Falle der Zeitungsredakteur, so verständig sein werde, aus dem einen Worte wieder zwei zu machen? Da kennt man den Redakteur schlecht. Der giebt das Telegramm mit allem Unsinn in die Druckerei.



## Litteratur

Des Herrn Archemoros Gedanken über Irrende, Suchende und Selbstgewisse. Von Hermann Dejer. Zweite Auflage. A. Reich in Basel, vormals C. Detloffs Buchhandlung, 1893

Wir freuen uns, daß sich dies köstliche kleine Buch schon nach Jahresfrist in neuer Auflage bei uns einfindet, und wir möchten es unsern Lesern aufs neue warm empfehlen. Es enthält gleichsam die Auslese aus einem reichen geistigen Leben. Tiefe Kenntnis des menschlichen Herzens vereinigt sich hier mit feiner Beobachtungsgabe und freundlichem Humor. Über die Schäden und Verirrungen unsrer Zeit, vor allem des kirchlichen Lebens, schwingt der Verfasser kräftig die Geißel. Mit kurzen, treffenden und witzigen Vergleichen und Bildern trifft er oft